



Der Bischof von Feldkirch

Ein Glaube, der trägt – Neuanfang der Liebe

Predigt von Bischof Benno Elbs beim St. Christophorus-Bruderschafts-Sonntag
am 8. Juli 2018 in St. Christoph am Arlberg

Lesung: Sir 51,1-8

Evangelium: Mt 10,28-33

Liebe Mitglieder der Bruderschaft St. Christoph!

Liebe Schwestern und Brüder!

Wenn ich mit Menschen über ihren Glauben rede, kommen wir oft zu einem entscheidenden Punkt, wo es heißt: „Mein Glaube trägt mich, gerade auch durch Verzweiflung und Enttäuschung, durch Niederlagen und Ängste hindurch.“ Ich selber – und ich nehme an, das gilt auch für viele von euch – habe schon viele solcher Momente erlebt, wo ich gespürt habe: Mit meinen eigenen Kräften bin ich am Ende, ich kann nicht mehr weiter. Und doch gibt es dann mitten in diesen Augenblicken eine Glaubens- und Lebenskraft, die mich trägt und die nächsten Schritte setzen hilft. Der Glaube ist im wahrsten Sinn des Wortes trag-fähig: Er trägt mich weiter, wenn alles andere wegzubrechen droht.

Christophorus, Christusträger

Vom hl. Christophorus wird die bekannte Legende berichtet, er habe Christus auf seinen Schultern über einen Fluss getragen und von dieser Szene her seinen Namen erhalten: Christophorus – Christusträger. Mit Blick auf ihn möchte ich die Frage in den Raum werfen: Was trägt? Was trägt in dieser Zeit und Welt unsere Familien, unsere Gesellschaft, unser Leben? Der hl. Christophorus ist auch der Patron der Reisenden. Die Mobilität ist in den letzten Jahrzehnten rasant gestiegen. Mobilität, Bewegung ist ein Zeichen für das Leben und Lebendigkeit, Zeichen auch für Freiheit. Wer mobil ist, ist auch flexibel – ein wichtiges Kriterium bei Bewerbungsverfahren, nicht erst seit den jüngsten Debatten. In gesellschaftlicher Perspektive sind wir alle Vagabunden, Wanderer, Pilger geworden: Surfer auf den Social-Media-Accounts und Touristen zwischen vielen verschiedenen Welten.

Mitten hinein in diese Situation der Bewegtheit und des Umbruchs nochmals die Frage: Was trägt uns? Was könnten die Eckpunkte eines trag-fähigen Fundamentes sein, auf das unsere Existenz gegründet ist? Was können Sphären der Orientierung sein, in die hinein sich unser Mensch-Sein entfaltet? Es gibt viele und unterschiedliche, doch zumindest drei möchte ich nennen:



Ein Glaube, der trägt: Jede und jeder ist gewollt!

Wenn ich euch fragen würde, was die wichtigste Botschaft des Glaubens ist, wäre wohl reflexhaft die Antwort: die Nächstenliebe. Das ist auch richtig und wichtig! Ich möchte darüber hinaus noch einen anderen Aspekt betonen. Die wichtigste Botschaft des Glaubens ist zunächst einmal: Jeder Mensch ist von Gott gewollt und geliebt. Das ist die Anfangsbotschaft der Liebe: Ich will, dass du bist. Jeder Mensch hat eine grundtiefe Würde, die ihm niemand rauben kann: im Gelingen und im Scheitern, im Schmerz und im Glück, am Beginn und am Ende des Lebens. Gott hat uns ins Dasein gerufen (als sein Ebenbild!) und damit gesagt: Ich will, dass du bist und dass in dir die Zukunft des Lebens Gestalt gewinnt.

Ein eindrückliches Erlebnis zum Auftakt des 50-Jahr-Jubiläums unserer Diözese, das wir heuer feiern, war für mich das Fest-Mahl für Alle, zu dem wir im Jänner eingeladen haben. Und über 200 Gäste sind da gekommen: Drogenkranke, Wohnungslose, Menschen, die ein schweres Schicksal zu tragen haben, die Ablehnung erfahren oder Gewalt erlebt haben. Da hatte ich ein Gespräch mit einer jungen drogenkranken Frau, sie ist Mutter eines Kindes, ist aber inzwischen weg von den Drogen und ist in einem Methadon-Substitutions-Programm. Sie versucht jetzt ordentlich zu leben, ihr Kind liebevoll zu erziehen. Etwas vom Schlimmsten aber sei für sie jedes Mal, wenn sie in die Apotheke geht, um ihre Substitutionsmittel zu holen. Hier habe sie immer das Gefühl, man schaue sie schräg an, so von oben herab. Das hat mich sehr bedrückt zu hören, wie schwer es ist, nach einem Fehler wieder eine Chance zu bekommen, wieder mit Respekt auf Augenhöhe angesehen zu werden.

Die Erfahrung, angenommen und gewollt zu sein, ist die Voraussetzung dafür, in einem zweiten Schritt diese Liebe an andere weiterzugeben. Das ist im Grund auch die Doppelstruktur des Liebesgebotes Christi: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, das heißt, liebe deine Mitmenschen mit derselben Liebe, mit der du von Gott geliebt wirst. Die Erfahrung des Gewollt-Seins und Geliebt-Werdens steht an erster Stelle. Alles, was daraus an caritativem Einsatz und selbstloser Fürsorge für andere Menschen entspringt, ist notwendige Konsequenz dieser Voraussetzung.

Dahinter steht auch die Erfahrung: Der Mensch ist für Liebe empfänglich. Ich habe noch nie einen Menschen getroffen, der auf Liebe abwehrend reagiert hätte. Habt ihr schon einen Menschen getroffen, der nicht aufblüht, wenn er gelobt wird? Oder kennt ihr jemanden, den es nicht im Innersten berührt, wenn er absichtslos bejaht und bedingungslos anerkannt wird? Selbst der verbitterteste Mensch, selbst das verhärtetste Herz bricht auf angesichts einer Geste der Liebe oder eines wohlwollenden Lächelns.



Es kommt darum nicht von ungefähr, dass Gott, um alle Menschen erreichen zu können, als Mensch gewordene Liebe den Menschen begegnet ist. Jesus hat diese Liebe werbend angeboten, niemals aber aufgedrängt. Glaube heißt demnach: diese Liebe frei annehmen und mit dieser Erfahrung des Geliebt-Seins auf das Leben zuzugehen.

Eine Arbeitswelt, die trägt: Der Mensch ist mehr als ein Produktionsfaktor

Zu diesem unserem Leben gehört auch die Arbeit. Neben Familie – die ja auch ein überaus produktiver und arbeitsintensiver Ort ist – und der Freizeit ist Arbeit ein wichtiger Faktor des Lebens. Viele Menschen erleben ihre Arbeit als sinnstiftend, können sich ganz darin verwirklichen, sind sogar auf ihre Arbeit stolz. Andere brechen unter der Last und dem Druck zusammen. Wiederum andere können sich nie so richtig mit ihrer Arbeit identifizieren. Für sie hat Arbeit nichts mit Freude, auch nichts mit Sinn zu tun (vgl. die sog. „Bullshitjobs“¹), sondern ist bloßes Mittel zum Zweck des finanziellen Überlebens.

Vom Evangelium her hat die Kirche den Auftrag, mit einem kritischen Blick all jene Dynamiken und Entwicklungen zu verfolgen, die das Leben hemmen und dabei den Menschen zur entpersönlichten „Arbeitskraft“ degradieren. Vor diesem Hintergrund wäre auch das Problem der Sonntagsarbeit zu bedenken. Vom Evangelium her ist klarzumachen, dass der Mensch stets im Zentrum auch von wirtschaftlichen Überlegungen stehen muss. Der Mensch ist mehr als ein Produktionsfaktor!

Das gilt ebenso für die aktuelle Debatte um den 12-Stunden-Tag und die daraus resultierenden Konsequenzen. Wir Bischöfe haben darauf aufmerksam gemacht, dass wir das Anliegen einer flexibleren Arbeitszeit nicht von vorn herein ablehnen, es aber nicht auf Kosten der Familie, des Gehalts oder der Freizeit gehen darf. Und v.a. haben wir darauf hingewiesen, dass Sonntage oder Feiertage dem neuen Gesetz zum Opfer fallen könnten und damit ein gesellschaftlich anerkannter Konsens gefährdet ist.

Aus der psychotherapeutischen Begleitung wissen wir, dass der Mensch für seine Gesundheit und sein Wohlbefinden Unterbrechung braucht. Der Sonntag ist eine solche Unterbrechung, die uns im Innersten heil macht. Und weil der Mensch ganz entscheidend ein soziales Wesen ist, weil er am Du zum Ich wird (Martin Buber), braucht es die *gemeinsame* Unterbrechung. Unsere Gesellschaft wird ihre Lebensfähigkeit nur bewahren, wenn es ihr gelingt, eine unverzweckte Zeit gemeinsamer Feste und gemeinsamer Frei-Zeit zur Verfügung zu halten.

¹ Vgl. David Graber, Bullshitjobs: A Theory, London 2018.



Die Feier des Sonntags ist nicht nur konstitutiv für die christliche Identität (vgl. 2. Vatikanisches Konzil, Sacrosanctum concilium 106), sondern de facto auch ein institutionalisiertes Nein zu Tendenzen, die den Menschen in ein Hamsterrad einspannen wollen. Dass eine Arbeit, die die Freizeit immer mehr auffrisst, kein Baustein für ein gelungenes Leben sein kann, liegt auf der Hand. Der Sonntag darf deshalb weder zur fixen Arbeitszeit werden, noch zum bloßen „Wochenende“ im Sinn einer „leeren“ Zeit verkommen. Der Sonntag ist vielmehr ein Tag, an dem sich der Mensch Ruhe und Zeit gönnt: Zeit für die Familie; Zeit für Hobbies; Zeit, um das alles umspannende Woher und Wohin des Lebens zu feiern und zu erfahren. Zeit auch für das Größere, Höhere, das wir Christen mit dem Wort „Gott“ umschreiben.

Ein Miteinander, das trägt: „Einer trage des anderen Last“ (Gal 6,2)

Weiter oben ist es schon angeklungen: Wenn wir unseren Glauben ernst nehmen, können wir nicht bei uns selber stehen bleiben. Wenn wir den Spuren Jesu folgen, landen wir automatisch bei den Bedrückten und Bedrängten, den Notleidenden und Kranken. Wer in den Spuren Jesu unterwegs ist, muss aufbrechen ins „Niemandland der Namenlosen“ (Reinhold Stecher). Gerade sie müssen im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Miteinanders stehen.

Manchmal habe ich den Eindruck: Wir leben in Zeiten der Extreme. Wenn Extreme Überhand nehmen, ist das ein Zeichen dafür, dass die Mitte verloren gegangen ist – auch politisch, auch kirchlich. Angesichts dieser Entwicklung möchte ich sagen: Die einzigen Extreme, an denen die Kirche auftauchen darf, sind die „Extreme“ (d.h. auf Deutsch: die Ränder) der Armen und Kranken, der Benachteiligten und der Ausgebeuteten. Ihnen, die so oft be-grenzt sind und von den Rändern des Lebens gefangen gehalten werden, ist die grenzenlose Liebe Gottes zu zeigen. Der Apostel Paulus hat diese Forderung in einen kurzen prägnanten Satz zusammengefasst: „Einer trage des anderen Last.“ Einer greife dem anderen unter die Arme, einer trage den anderen auf den Schultern – wie der hl. Christophorus.

Um diesem Auftrag besser nachkommen zu können, versammeln wir uns in Gemeinschaften: in Familien, in Freundschaften, in Pfarrgemeinden oder in sozialen Gemeinschaften wie der Bruderschaft St. Christophorus. Hier wird dieser Auftrag tatkräftig gelebt. Einer trage des anderen Last, einer trage den anderen durch Zeiten der Not: Je mehr dieser Geist, der ein zutiefst christlicher ist, Gestalt gewinnt, umso tragfähiger wird auch das Miteinander, das unsere Gesellschaft zusammenhält. Es sind Neuanfänge der Liebe, die von unten her aufbrechen und die Menschheit als ganze durchwirken und durchformen: Neuanfänge der Liebe, die geschehen sind in einem Jesus von Nazareth, in einem Franz von Assisi, in Heinrich Findelkind, in dir und mir.



Der Bischof von Feldkirch

Ich wünsche der Bruderschaft St. Christoph, dass sie ihrem Gründungsauftrag immer nahe bleibt: aus einem tragfähigen Glauben heraus, der zu immer tieferer Liebe anspornt, das Miteinander in der Gesellschaft tatkräftig zu stärken. Dieser zeitlose Auftrag möge auch in die Zukunft hineinstrahlen.

www.bischof-von-feldkirch.at/im-wortlaut